

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 180.

Montag, 4. Juli

1932.

Schicksalschatten über Gandria

Roman von Felix Neumann

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Kumbrud zog aus seiner Brusttasche einige Briefe und Depeschen. Auffällig legte er sie auf den Tisch und sortierte sie.

„Man braucht mich dringend in Berlin! Ich bin eigentlich schon zu lange geblieben. Grunow, sorgen Sie für das weitere. Der Mittagszug ist am geeignetsten für mich!“

Gorrißens und Kumbruds Blicke begegneten sich zufällig. Sie sahen sofort zur Seite, denn sie errieten gegenseitig ihre Gedanken und schämten sich.

Der Künstler markierte ein Seufzen und sagte: „Ja — die kostbare Zeit der Erholung ist nur knapp. Ich gehefter Mensch muß ebenfalls morgen weiter —“

So verließen diese Ratten fluchtartig das sinkende Glücksschiff der bisher gefeierten Künstlerin.

Der Generaldirektor bestellte eine neue Flasche. Seine Stimmung war scheußlich, dagegen gab es nur ein Mittel, den alten Burgunder.

Ein Boy des Hotels gab Kumbrud einen Brief. Er erbrach ihn und las. Dann fuhr er sich mit der Hand über den leuchtenden Schädel.

„Böshardt erbittet vierzehn Tage Urlaub! Na — und wie er schreibt! — Kurz, stolz! Er hatte es für seine Pflicht —“ Kumbrud räusperte sich — „für seine Pflicht, bei der Dubrowa zu bleiben — bis —“

Er blickte sich im Kreise um.

„Ja — das sieht ja wie ein Vorwurf aus. Mein Gott, was sollen wir denn nun weiterhin machen? Grunow, lassen Sie in den nächsten Tagen, wenn Besserung eingetreten ist, im Namen der „Arion“ einen Blumenkorb abgeben! Er kann gar nicht groß genug sein! Natürlich soll der Böshardt den Urlaub haben. Aber etwas Höflicher hätte er schreiben können! Allerdings, wenn man mehrfacher Millionär ist —“

Die Herren horchten auf.

Einer fragte: „Ist das Gerücht zutreffend?“

Kumbrud nickte.

„Ja — ein reicher Oheim in Holland hat das Zeitliche gesegnet!“

„Nun — dann wird er bald der „Arion“ den Rücken kehren!“

Als Gorrißen in später Abendstunde im ersten Stod des Park-Hotels den Gang entlangschritt, um sich in sein Zimmer zu begeben, kam ihm die Lyon entgegengestürzt, die zweifellos auf seine Rückkehr gewartet hatte.

Hermann — ich bin — — unschuldig — —“

Sie breitete die Arme aus und wollte ihm an den Hals fliegen.

Aber Gorrißen stieß sie zurück, würdigte sie keines Wortes und Blickes und schob, in sein Zimmer gelangt, hart den Riegel vor.

10. Kapitel.

In das trauliche Stübchen des Pfarrers von Gandria trat eine verschleierte vornehme Dame.

Es war die Fürstin Belmonte.

Als Sabina Rom verließ, hatte sie zunächst noch in Mailand geschäftliche Dinge ihres Gatten erledigt.

Stark erkältet kam sie in Lugano an. Im Bestreben, dem Hoteltrubel fern zu bleiben, wählte sie die entzückende Villa Castagnola als Quartier.

Drei Tage mußte sie das Bett hüten, bis sie in der Lage war, sich nach Gandria zu begeben.

Nun stand sie vor dem geistlichen Herrn, den sie in ihre Pläne einzuweihen gedachte.

Zwei Stunden lang hörte der Pfarrer die Beichte der Fürstin an und unterrichtete sich durch klug und taktvoll gestellte Fragen.

„Prinzipessa! Was ich in dieser Sache tun kann, soll geschehen!! Die Nedda Marli, Ihre frühere Kammerfrau, lebt ganz einsam und ohne Anhang. Niemals hat man einen anderen Menschen — es sei denn hier aus dem Dorf — in ihrer Umgebung gesehen. Sie ist eigenartig und wunderbar, daher erhielt sie den Beinamen „Hexe von Gandria“, der aber nicht böse gemeint ist. Sie besucht regelmäßig die Messe, und ich habe keinen Grund, zu klagen!“

Er ergriff mit seinen Händen die Rechte der Dame, die mit tief gebeugtem Haupte vor ihm saß.

„Sie waren noch jung, als Sie damals Ihr Kind verleugnen mußten, um den oft unbarmherzigen Forderungen der „Gesellschaft“ Rechnung zu tragen. Achtehn Jahre sind seitdem verflossen!“

Aber sein gütiges Antlitz flog ein leichtes Lächeln. Seine Hand beschrieb das Zeichen des Kreuzes.

„Ich habe die Beichte gehört und die Neue erkannt! Absolvo te!“

Da war es Sabina Belmonte, als ob es ihr leichter ums Herz werde, als ob eine Last, die sie unsichtbar auf ihren schmalen Schultern trug, von ihr genommen sei.

Der geistliche Herr fuhr fort: „Nun wollen wir uns auf die Suche nach dem verlorenen Schäfchen machen! Gebe uns ein gütiger Gott, daß wir es finden!“

Unruhig und erwartungsvoll erhob sich die Fürstin.

„Wir wollen unser Heil erproben. Leider ereignete sich gestern hier bei einer Filmaufnahme ein überaus trauriger Fall —“

Und er erzählt vom Unglück der Dubrowa.

„Nedda Marli nahm die Kranke bei sich auf. Hohes Lob gebührt ihr. Wir werden also wohl in ein Haus treten, wo zur Stunde Sorge und Leid herrschen. Aber — trotzdem — gehen wir!“

Als der Pfarrer und Sabina das Häuschen erreichten, fanden sie die Tür angelehnt, ringsum herrschte tiefe Stille.

Der Geistliche legte den Finger auf die Lippen und bedeutete seiner Begleiterin, auf der Bank vor der Tür Platz zu nehmen.

Dann pochte er und trat behutsam ein.

Im Wohnzimmer wurde ein Stuhl gerückt. Nedda trat auf den Gang.

„Hochwürden wollten nach der Kranken sehen? Sie ist heute morgen ins Sanatorium geschafft worden, nachdem sie im Laufe der Nacht zur Besinnung kam. Ein Herr und eine Dame haben sie begleitet!“

„Schön, mein Kind! Ich möchte dich für einen Augenblick sprechen!“

Eine lange Zeit verrann.

Die Fürstin saß auf dem gleichen Platz, wo am Abend vorher Wilm Böshardt in tiefer Herzensqual gesessen hatte.

Die Sonne stieg höher.

Von der Kirche von Gandria tönten Glockenschläge.

Sabina benutzte die Zeit, um ihr ganzes Leben an sich vorübergleiten zu lassen.

Endlich hörte sie Schritte, die Tür knarrte.

Sie fuhr empor.

Im Rahmen stand eine Frau mit blassem Antlitz, deren Züge sie sofort erkannte.

Und wenige Augenblicke später lag die Italienerin vor ihrer Herrin auf den Knien und küßte die Hände der Fürstin.

In alter Gewohnheit stammelte sie: „Contessa — Contessa —“

Sabina beugte sich zu der Alten nieder und richtete sie auf.

„Welch ein Wiedersehen, Nedda! Welch ein Wiedersehen!“

Der Pfarrer stand abseits und blickte abgewandt über die fernen Berge. Das Glöcklein von Gandria schlug an. Welch eine merkwürdige Welt war dies. Und wie bizarr das Leben.

Nedda führte die Fürstin in ihre Stube und bat den Geistlichen ihnen zu folgen.

Und drinnen spielte sich der zweite Teil des Dramas ab.

„Kannst du mir die Spur meines Kindes weisen, Nedda?“

Da nickte die Alte.

Hastig griff Sabinas Hand nach dem Arm der Marli.

„Wo — ist sie? Weit von hier? Irgendwo in der Schweiz?“

Neddas Hand hob sich: „Hier auf diesem Stuhl saß sie gestern, auf jenem Sofa schlief sie!“

Der ausgestreckte Finger wies auf eine Stelle im Raum.

Die Fürstin schrie auf: „Sprichst du die Wahrheit?“

Da trat der Geistliche heran: „Prinzipessa, es ist so! Ihre Tochter kam als Gesellschaftsdame der verunglückten Künstlerin nach Lugano. Ich habe sie hier gesehen, als ich die Kranke besuchte, um ihr meinen Zuspruch zu leihen. Nun ist Sabina Marli mit der Verunglückten nach dem Sanatorium Monte Brè, kaum eine Stunde von hier, gefahren!“

Die Fürstin war hilflos auf dem Sofa niedergesunken.

Sie weinte: „Mein Kind! Ich werde mein Kind wiedersehen —“

Der Geistliche neigte das Haupt: „Sie werden Freude an diesem jungen, hübschen Mädchen erleben. In vielem gleicht Sie Ihnen, Prinzipessa!“

Und man beschloß, am Nachmittag nach Castagnola zu fahren.

In ihrem großen, lustigen Zimmer, das, nach vorne hinaus gelegen, einen herrlichen Ausblick über die schneebedeckten Gipfel der Alpen und die blaue Fläche des Sees von Lugano gestattete, lag sie im Bett.

Das Gesicht war durch einen dichten Verband bedeckt, so daß man nur die Augen und den Mund sehen konnte. Nachmittagsstille ringsum.

Wilm und Sabina saßen auf dem kleinen Balkon in bequemen Rohrstühlen und unterhielten sich halblaut, um die Schlummernde nicht zu stören.

Es ging besser, Gefahr war nicht mehr vorhanden, und die Künstlerin trug die Schmerzen ihrer Wunden mit Geduld.

Da ging die Tür, die bedienende Schwester trat ein und ging leisen Schrittes zum Balkon.

„Gnädiges Fräulein“, wandte sie sich an Sabina. „Gnädiges Fräulein, Besuch erwartet Sie unten im Empfangsraum. Der Pfarrer von Gandria ist da —“

Als Sabina das Vestibül betrat, kam ihr der greise Seelsorger der Gemeinde entgegen.

„Mein Kind, ich habe Sie von Ihrer Pflicht als

Pfleglerin abrufen müssen, um etwas Dringliches zu besprechen!“

Er hob lächelnd die Hand.

„Seien Sie ohne Sorge! Es ist zwar etwas Unvermutetes, aber etwas, worüber Sie sich freuen werden. Ja — ja, das Glück kommt zuweilen auf leisen Sohlen!“

Und der Pfarrer zog Sabina in eine abgelegene Nische, wo sie unter Palmen und Blumen eine lange und ernste Aussprache hatten.

„Gehen Sie gefaßt und mit frohem Herzen diesem großen Augenblick entgegen, der über Ihr ganzes künftiges Leben entscheidet! Der Vorsehung Wege sind oft wunderbar.“

Er nahm das junge Mädchen väterlich bei der Hand und geleitete es zu einem kleinen Zimmer, in dem die Fürstin und Nedda mit zagendem Herzen der Entscheidung entgegenharrten.

Der Geistliche spürte, wie der Puls Sabina Eleonoras zwischen seinen Fingern klopfte, wie die Hand bebte, die er fest und warm umspannt hielt.

„Kommen Sie! — Fürchten Sie nichts!“

Und er öffnete die Tür.

Da stand am Fenster, die Augen groß und voller Glanz auf die Eintretende gerichtet, Sabina Belmonte, die schlanken Hände in zitternder Erwartung über der Brust gekreuzt.

Das also war ihr Kind, dieses junge, süße Ding, dessen Augen in Tränen schwimmend, kaum etwas zu unterscheiden vermochten!?

Der Pfarrer winkte Nedda mit dem Blicke und führte sie hinaus.

Er flüsterte: „Solche heiligen Augenblicke dürfen Unberufene nicht stören!“

Behutsam schloß er die Tür, Mutter und Tochter waren allein.

Wilm saß am Bett Jes.

Schon war eine Stunde verflossen, Sabina kam noch immer nicht. Gewiß hatte sie eine Aussprache mit ihrer Pflegemutter.

Ein leiser Seufzer ließ ihn aufblicken.

Die Kranke hatte die Augen geöffnet und sah ihn an.

Freundlich neigte er sich über das Lager.

„Geht es besser?“

Er griff nach der Hand, die auf der Decke ruhte, und drückte sie.

Leise kam es von den Lippen der Dubrowa: „Bitte — nehmen Sie mir — die Ringe — ab, — sie stören mich!“

Und Böshardt zog behutsam und zart, wie eine Mutter, die um ihr Kind bangt, zuerst einen Rubin von herrlicher Farbe, dann einen großen Brillantring von den blassen Fingern der Künstlerin. Er löste ein Smaragdarmband und legte den Schmuck behutsam auf das Bettischchen.

Er lächelte, obgleich sein Herz wie ein Hammer schlug.

„Ihre Augen sind nun wieder ganz klar. Der Arzt ist sehr zufrieden. Nur noch ein wenig Geduld, dann wird alles wieder gut sein.“

„Sie lag still und regungslos.“

Sie fühlte sich noch schwach, aber die Schmerzen hatten nachgelassen.

Nun saß Wilm an ihrem Bett.

Suchend glitten die mandelförmigen Augen, diese Augen, die in den Tagen des Glanzes die Männer toll machten und ihr zu Füßen zwangen, durch den Raum.

Wo waren Sabina und die fremde Frau, die sie die „Hexe von Gandria“ nannten?

Wo alle die anderen?

Böshardt erriet die stumme Frage.

„Sabina Marli hat ihre Pflegemutter gefunden, die Italienerin, die Nedda, die sie in ihr Haus aufnahm. Nun sind sie unten zu einer Besprechung. Ja — mir scheint, es geschehen noch Wunder in dieser banalen Welt. Jeden Augenblick kann sie zurückkommen, dann wird sie uns erzählen —“

(Fortsetzung folgt.)